

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 258.

Freitag, 2. November.

1928.

(29. Fortsetzung.)

### Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

„Ich kenne das Wort, aber ich hasse es. Es gibt denen, die trägen Herzens sind, die Ausrede, am Unglück vorüberzugehen. Nicht alle sind so tapfer wie du, Inge.“

„Daß uns von andern Dingen sprechen“, bat sie. „Kommst du geradewegs hierher?“

„Nein. Ich stand bei euch vor dem gelben Haus und hörte, daß ihr fort waret. Inge, ich begreife noch heute nicht, daß ich da wie alle andern Menschen weiter leben konnte!“

„Es ging nicht anders, glaube mir.“

„Du durfst nicht schreiben?“

„Daß das, Liebster. Einmal wirst du alles verstehen und es anders ansehen . . . Und dann kommst du hierher?“

„Nein“, antwortete er fest. „Vorher war ich bei einem Mädchen. Bei demselben, das du damals im Auto neben mir saßt.“

Sie rückte unwillkürlich etwas ab von ihm. „Das konntest du?“

„Ja, weiche nur von mir. Es muß gesagt werden. Ich habe — mein Gott, wie lange ist das her? Ein Jahrhundert oder zwei Tage? —, ich habe sogar du zu ihr gesagt. Du mußt auch das wissen. Aber ich glaube, du hättest es in dieser Stunde auch gesagt. Sie war so arm und elend, Inge, so grenzenlos verwildert war ihre Seele. Und sie liebte mich . . .“

„Sagte sie das?“

„Ja, begreiffst du, daß so was möglich ist?“

„Nein“, sagte sie verjöhren. Und dann nach einer Weile: „Wenn du jetzt nicht gekommen wärest, ich wäre gestorben, ohne daß du je erfahren hättest . . .“

„Was hätte ich nicht erfahren?“ fragte er lächelnd. „ . . . wie du zu meinem Leben gehörst“, vollendete sie geizigen Hauptes. Plötzlich umklammerte sie ihn. „Schwöre mir, daß du mich immer lieben wirst, immer . . .“

„Muß ich das erst schwören?“ fragte er zwischen brennenden Küßen.

Sie entwand sich ihm leicht und sah ihn ernst an. „Du, es können Dinge kommen, die dich von mir treiben.“

Er lächelte bei ihrer Angst. „Nicht Himmel noch Hölle sind stark genug dazu.“

„Aber die Welt kann es sein.“

„Das glaube ich nicht. Ich bin stark und nehme es mit ihr auf. Aber wollen wir die Gespenster nicht laut anrufen? Ich habe gehört, das sei die beste Art, sie zu verschweigen.“

Sie überlegte einen Augenblick. „Weißt du, warum ich jetzt herkommen konnte?“ Ihre Blide irrten nach der Tür, und wieder fiel ihm der zerquälte, gehegte Zug in ihrem Gesicht schmerzlich auf. „Er ist jetzt bei meinem Vater, Blinsky.“

Beruhigend streichelte er ihre Hände. „Blinsky? Ich fragte dich einmal, was „Slowo“ heißt, weißt du noch? Jetzt weiß ich es.“

In ihren Augen brannte Schreck und sie weißt auch den Sinn?“

„Ich glaube.“ Er erzählte, wie er vorhin ihn und seine Genossen belauscht hatte. „Ich weiß natürlich nicht, worum es sich im letzten Grunde handelte. Aber ich entsinne mich gut, wieviel in euerm Haus politisiert wurde und daß man mich nicht in diese Gespräche hineinzog.“

„Sei froh! Miße dich nie wieder in diese Dinge! Um meinetwillen nicht.“ Sie schmiegte sich dicht an ihn.

„Ist Politik so ein Ungeheuer? Ich habe mich nie um diese Dinge gekümmert. Ich habe wohl in Grotthausen gehört, was dort darüber gesprochen wurde. Aber es schien mir immer wichtiger, die Chaconne von Bach zu kennen oder etwas Hübsches von Scarlatti.“

„Beides ist gleich wichtig“, sagte sie nach langem Schweigen, das nur von Küßen ausgefüllt war. „Beides kann ein Leben entscheiden. Du fragtest mich einmal, wer Blinsky sei — wie gut übrigens dein Instinkt war! Heute kann ich es dir sagen: er ist der Dämon der Politik, grausam in seinem Zerstörungswillen gegen andre und wohl auch gegen sich. Er ist der Wille zur Auflösung.“ Sie rückte sich auf. „Ach, er ist vor allem der böse Geist meines Vaters gewesen, immer. Ich fürchte, er ist es noch heute.“

„Er hatte es leicht, den Blinden zu beherrschen.“

„Du weißt es?“

„Ja. Mußtest du es noch jetzt verschweigen?“

„Ich glaube, er fühlt, daß du es wußtest. Er ist so anders. Aber ich fürchte, es ist nicht gut für unsre Liebe, daß er es fühlt: er hat all seinen Stolz, diesen unbändigen Stolz, darein gesetzt, alle Außenstehenden über seinen Zustand zu täuschen. Liebster, zürne ihm nicht! Er ist viel unglücklicher, als du glaubst.“

„Er durste mit deinen Augen sehen — war er nicht dennoch glücklich?“

Ihre Hände verkrampften sich ineinander. „Hätte er es nur immer getan! So vieles wäre nicht geschehen.“

„Ist es nicht gutzumachen?“

„Ich weiß nicht“, flüsterte sie mit einem scheuen Blick nach der Tür. „Ich kann hier nicht davon sprechen. Nur das eine — jener entsetzliche Mensch — sprich seinen Namen nicht aus! — hat einen dunkeln Haß meines Vaters ausgenutzt.“

„Wen haßte er?“

„Seine Kindheit — klingt es nicht sonderbar?“

„Das verstehe ich nicht. Es war die hellste Zeit meines Lebens.“

Ein strahlendes Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Ich glaube, Liebster, ich spüre es ja an mir. Und das ist so gut an dir. Aber meines Vaters Kindheit war so fürchtbar schwer. Ich glaube, jeder Mensch ist durch seine Kindheit gestempelt und gebunden.“

„Wie war deine, Inge?“

Sie sann nach. „Meine Mutter ist früh gestorben, auf einer unsrer ewigen Reisen. Ich habe nur die Erinnerung an eine hohe, schlanke Frau, die mich mit Anstrengung aufhob und nach vielen braunen Dien-

innen rief, wenn ich zu laut war. Ich war schon früh einsam.

„Setz bin ich bei dir.“ Er umschloß sie froh und durchglüht.

Aber mein Vater war der einsamste aller Menschen. Ich las seine Jugenderinnerungen, die er zu irgendeinem Zweck diktiert. Sie sehen aus wie eine Rechtfertigung. Einmal diktierte er: Diese Jugenderinnerungen sind jene Komplexe, von denen die modernen Ärzte reden. Ich kann sie nur durch die Tat loswerden.

„Durch welche Tat?“

„Ich weiß sie bis heute nicht. Ich fühlte nur ihr Entstehen, ihr Wachsen und Wirken um mich herum, zu jeder Stunde. Und ich wagte nie zu fragen . . . so zu fragen, daß er eine Antwort hätte geben müssen. Das Mitleid mit ihm bändigte immer wieder meinen Willen. Liebster, ich habe mir oft minutenlang die Augen zugehalten, um zu sehen, wie es ist, blind und hilflos zu sein!“

Eine Tür öffnete sich. Getuschel von Stimmen und ein girrendes Lachen wurden hörbar und erloschen wieder.

„Hier können wir nicht reden“, sagte sie erschrocken.

„Wir wollen ein andermal . . .“

„Wann?“

„Wann du willst.“

„Also morgen. Ich hole dich ab. Das kann auch dein Vater nicht verwehren. Wir steigen auf eine Höhe, wo diese Stadt wie unser Reich zu unsern Füßen liegt. Auf den Montmartre vielleicht. Da ist eine Kirche, prozig und kalt, wie ein Salon des lieben Gottes, die Sacré Coeur. Aber ein köstlicher Ausblick. Nein, wir wollen Notre-Dame erklimmen. Sie ist uns vertraut wie unsre gotischen Dome im deutschen Land. Liebst du die Schimären so wie ich?“

„Ich bin in den Städten immer nur dort gewesen, wo mein Vater war. Und was sollte er dort?“

Er küßte ihre Stirn. „Samariterin!“

„Nein, Liebster, das bin ich nicht. Es wurde mir oft bitter schwer. Ich habe mich oft aufgebäumt gegen mein Schicksal. Ich bin gar nicht so gut gewesen . . .“

„Soll ich deinen Vater fragen, ob du gut warst?“ fragte er lächelnd.

Wieder ging eine Tür. Ein Schatten huschte heran. Sie stand vor ihnen, ihre Herrin bedeutungsvoll ansehend.

Inge erhob sich. „Ich muß zu meinem Vater zurück.“

„Laß mich mit zu ihm gehen und mit ihm sprechen!“

„Nein, jetzt nicht“, fiel sie rasch ein. „Ich fühle, daß sich heute alles entscheidet, heute oder morgen, vielleicht schon, während wir hier reden. Er hätte kein Ohr für dich. Warte, bis wir zu Hause sind! Es wird nicht mehr lange sein.“

„Ich will gehorchen“, sagte er traurig. Aber als er ihre Hand drückte, überkam ihn die alte Angst. War dies ein Abschied für immer? Und hatte er nicht die wichtigsten Dingen ungeprochen gelassen? „Inge, liebste du mich?“

„Weißt du es nicht?“

„Ich mein: über alles. Über alles, was die Menschen über mich sagen werden?“

„Sie sagen nur Gutes von dir, Liebster.“

„Ich frage nicht nach der Meinung der Welt, verhehe mich recht. Aber deiner muß ich gewiß sein.“

„Das bist du in Zeit und Ewigkeit. Und alles, was du mir noch zu sagen hast, beende und beantworte ich so.“ Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn.

Die Malain stand, den Kopf geneigt, die Arme über die Brust gekreuzt, als ob sie betete.

Langsam folgte Grotted den beiden. In der Vorhalle, die jetzt leer war, hielt er einen Augenblick inne, dann ging er zur Pförtnerloge und fragte, ob er ein Zimmer haben könnte. Wenn er im Hotel blieb, war er Inge nahe und konnte ihr helfen. Hatte nicht jeder Atemzug um Hilfe gerufen?

Diesmal war das Schicksal gegen ihn. Das letzte freie Zimmer war vor wenigen Minuten besetzt worden. „Es sind so viele Kongresse in dieser Jahreszeit, mein

Herr.“ Der Mann log nicht: die Nammentafeln waren alle beschrieben.

Enttäuscht verließ er das Grand Hotel. Der Regen strömte nicht mehr, er legte sich wie ein nasser Schleier um das Gesicht.

Er wollte helfen. Wie konnte er das? Er fühlte sich plötzlich schwach und ohnmächtig. Was war er gegen diese brausenden, dunklen Gewalten, deren Schwingen die Welt erschütterten und die unsichtbar ihn und sein Bestes bedrohten? Alles war verworren und tief mit Schuld und Leiden versponnen.

Inge! — jauchzt seine Seele. Inge! — klagte sie. Er ging durch die Nacht, taumelnd vor Qual und Glück, und sein Herz schlug wild wie das Herz dieser ruhelosen Stadt.

Inzwischen saß Brodersen in der Nische des großen Saales, eine Zeitung vor sich ausgebreitet, in die seine erloschenen Augen ab und zu hineinstarrten.

Blinstky stand in seiner devoten Haltung vor ihm. Er mußte seine Frage wiederholen: „Haben Sie nicht ein paar Minuten für mich übrig?“

„Ist noch etwas zu sagen? Und vollends hier?“

„Auch ich hätte lieber an einem andern Ort mit Ihnen gesprochen.“

„Das weiß ich“, entgegnete Brodersen bestimmt. „Aber ich bleibe hier. Ich finde es hier sehr angenehm und unterhaltend. Die Kapelle spielt ausgezeichnet. Finden Sie nicht auch?“

„Mein Sinn ist nicht auf Musik eingestellt. Es handelt sich um ernste Dinge, Herr Brodersen.“

„Um die handelt es sich bei Ihnen ja immer, Blinstky. Können Sie eigentlich lachen?“

Blinstky's Gesicht nahm einen haßerfüllten Ausdruck an. „Ich weiß nicht. Auf alle Fälle ist es lange her.“

„Das ist schade, Blinstky. Ich hätte mir jemand als Vertrauten nehmen sollen, der lachen kann. Nun, sehen Sie sich immerhin.“

„Sind Sie nicht immer mit meinem Eifer zufrieden gewesen, Herr Brodersen? Habe ich je Ihr Vertrauen getäuscht?“

„Ich hoffe nicht.“ Brodersens Hände tasteten vorsichtig nach der Zeitung und legten sie zusammen. „Befinnen Sie sich übrigens auf die Stunde, wo ich Sie aufnahm.“ „Wie könnte ich sie jemals vergessen!“

Der Blinde beugte sich über den Tisch. „Als die Weiße Armee Denikins Odessa besetzte, war Ihr Leben keine Kopete wert. Sie standen schon an der Mauer. Ich weiß heute noch nicht, warum ich mich gerade Ihrer erbarmte. Richtig . . . die kleine Frau war schuld, die vor mir kniete und so jämmerlich weinte. War es Ihre Frau?“

„Wir waren nicht getraut. Im übrigen ist sie längst tot.“

„Ich nahm Sie in meinen Wagen mit, ich habe Sie auf dem Schiff in meine Kabine versteckt, obwohl ich dadurch in schlimme Lagen geriet: Sie waren schon damals zu bekannt in gewissen Kreisen. Na, schließlich kamen wir dann ja glücklich in Konstantinopel an.“

Sie haben wie ein Vater an mir gehandelt“, sagte Blinstky inbrünstig. „Ich habe mich bemüht, durch treue, selbstlose Arbeit meine Schuld abzutragen.“

„Ja, gearbeitet haben Sie. Es war schade, daß Sie dann auf die Idee, diese unselige Idee kamen.“

„Es war auch Ihre Idee! Befinnen Sie sich!“

„Ich beginne mich, daß Sie mir nur Schriften vorlesen, die sie unterstützten. Gab es nicht auch andre, die dagegen sprachen?“

„Sie haben diese Idee, die Sie jetzt unselig zu nennen beliebten, einst gefeiert und gepriesen.“

„Sie kennen doch das russische Sprichwort, daß selbst der Jude für Vergangenes nichts gibt, wie? Wir wollen der Wahrheit geben, was der Wahrheit ist. Wir wollen uns doch darüber klar sein, daß wir uns verrechnet haben. Es kann für einen Geschäftsmann wohl ein Schaden sein, sich zu verrechnen, aber kaum eine Schande. Die Gesellschaft ist viel elastischer, als Sie glauben. Ihre geglaubten hatten. Sie hält noch aus, ohne in Trümmer zu gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Allerseelen.

Von Waffilo Petrow.

Ich hatte eine Tochter — ein kleines, liebes Mädchen. Sie war voll Anmut. Wenn sie im Zimmer herumkreifte und tanzte, sah ich sie an und dachte: „Wer weiß, vielleicht wird eine Tänzerin aus ihr, und sie wird die Herzen der Menschen durch ihre Kunst beswingen.“

Dann rief ich das Töchterchen zu mir und fragte: „Kina, was willst du werden, wenn du groß sein wirst?“ „Ein Vogel!“ antwortete sie prompt. „Ich will fliegen, fliegen können wie ein Flugzeug!“

Ja, sie wollte immer irgendein Lebewesen sein, aber unermüdlich wie eine Maschine; ein Fisch, um schwimmen — schwimmen zu können wie ein Unterseeboot; ein Pferd, um laufen — laufen zu können wie ein Automobil.

Ihre Antworten verblüfften mich oft und stimmten mich nachdenklich.

Kina bemerkte das, umschlang zärtlich meinen Hals und beruhigte mich: „Hab keine Angst, Papa. Ich werde dir nicht davonfliegen. Das habe ich ja nur so gesagt. Und wenn du willst und ich erst groß bin, werde ich das Mittagessen für dich bereiten wie eine Köchin.“

Das war bereits das andere Extrem. Ich lachte, küßte sie und antwortete: „Du wirst das werden, wonach dein Herz verlangt. Ich bin nicht nur dein Vater, sondern auch dein Freund. Ich werde dir keine Fesseln auferlegen und kein Opfer von dir annehmen.“

Die Krankheit Kinas bestürzte mich sehr. Ich wußte, daß die Lage ernst war, und trotzdem, als mich der Arzt bei Seite nahm, mir die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Seien Sie mannhaft, mein Freund, und machen Sie sich auf das Äußerste gefaßt!“ — glaubte ich ihm nicht. Und trotzdem starb meine Tochter.

Seither, jedes Jahr, wenn der Allerseelentag kommt, laufe ich einen großen Blumenstrauch und fahre auf den Friedhof.

In der menschenüberfüllten Straßenbahn hüte ich ängstlich meinen Strauch, damit ihn nicht jemand mit einer unvorsichtigen Bewegung mir zerknülle.

Den langen, geraden Friedhofspfad entlang gehe ich in die fernste Ecke und bleibe vor einem einsamen Kindergrab stehen.

Ich überstreue den kleinen Hügel mit Blumen und Ähren, dem Brauche gemäß, eine Kerze an.

Dann sinke ich in die Knie. Und lange knie ich so vor einem mir völlig fremden Kindergrab und weine um jene, die weit, weit weg von mir begraben liegt.

## Gräber.

Von Wilhelm Herbert.

Durch einen Blumengarten wandelt der Schritt. Das Schönste, was das Treibhaus vermag, und das Beste, was das kleinste Gärtchen bietet, ist hier vereint. Es ist, als ob plötzlich aus den hunderttausend stillen Herzen drunten ein Blütenfrühling von all dem heraufgesproßt wäre, was sie gerne noch im Leben Schönes und Liebes gewirkt hätten.

Manchem der Schläfer mag die Fülle auf einmal beinahe zu groß sein und er würde wohl aar, wenn er noch reden könnte oder wenn es ihm noch einer Rede wert schiene, vor dem überreichen Kränzeschmud lächelnd stehen und seuffen: „Hier und da — das Jahr über — ein einziges Blümlein oder ein einziger warmer Gedanke wäre mir lieber als jetzt auf einmal alle die Pracht!“

Ein großer Mann liegt hier begraben und ein tüchtiger Bildhauer vergangener Zeiten hat ihn in dreifachem Menschenmaß über die Gruft gestellt. Leute von jetzt stehen davor und begutachten das Werk aus ihrem Empfinden heraus. Wir leben in einer kritischen Zeit. Kein Wunder, daß nicht einmal heute am Tage aller Toten der Messier, der die Statue schuf, ganz ungerührt durchkommt. „Wozu läßt er ihn denn den Arm ausstrecken?“ sagt jemand und wendet mit Nasenrumpfen den Rücken. „Ich frage — wozu?“ „Wozu?“ piepst der Spatz oben unter dem Gewölbe. „Einfältige Frage! Wozu?“ Weil ich sonst nicht mein Nest unter dem Arm in der Achselhöhle hätte bauen können — jetzt bei der Wohnungsnot!“

Ein großer Mann liegt hier begraben und in versteinertem Golddrud verkünden eine Reihe von Marmorsteinen seine Titel, Ämter und seine Verdienste.

Die Leute gehen achtlos, grübelnd, klatschend daran vorbei. Das Gedächtnis der Menschen ist kurz und alle Größe wird klein und unsichtbar, wenn ein halbes Jahrhundert mit seinem Fittich darüber wischt.

Nur ein ganz altes Männlein bleibt vor dem Grabe

stehen. Sicher noch ein Zeitgenosse, der die großen Taten miterlebt hat und sich begeistert daran erinnert.

Der Kleine greift nach dem Weihwasserwedel und streut mit zitternden Fingern die Perlenflut darüber — ein heller Tropfen, der ihm selber aus den Augen über die spitze Nase gefollert ist, geleßt sich dazu.

„Mir“, murmelte der Alte, „mir hat er einmal einen nigel-nagelneuen halben Gulden geschenkt.“

Ein großer Mann liegt hier begraben. Seine Familie ist ausgestorben und sein Grab ist verfallen. Erst hatte sich der Stein gespalten. Dann war er von einem kühnen, pietätlosen Herbststurm umgestürzt worden. Dann hatte man ihn weggeschafft. Jetzt ist's ein kleiner, dürrer, zerstruppelter Wiesenfled, auf dem noch ein paar trostverfümmerte Gänseblümchen wachsen. Ein verlaunenes Kind sitzt vergessen und glücklich dabei und spielt damit.

Vielleicht wird auch einmal ein großer Mann daraus. Vielleicht begräbt man ihn auch einmal hier und vielleicht spielt in hundertfünfzig Jahren wieder ein einsames, verlaunenes Kind auf seinem verödeten Grabe.

Muß das melancholisch stimmen — noch melancholischer, als der Tag an sich schon ist?! Oder liegt ein gewisser Trost darin, eine Verheißung, eine Hoffnung, daß alles wiederkommt, was vergangen ist?! Die Größe auch?! Die wahre wenigstens?!

Ein kleiner Mann liegt hier begraben. Sein Leben war Pflicht, Arbeit, Familie. Es ist schon Jahre her, daß ihn der Hügel deckt. Aber auch heute noch fehlt keines von seinen zahlreichen Kindern. Ja, manches von ihnen hat schon einen Entel an der Hand, nimmt ihm die Mütze vom Kopf und sagt leise: „Schau, da schläft dein Großvater, der aus deinem Vater einen richtigen Menschen gemacht hat!“

Und in allen Herzen klopft jung wie je die Dankbarkeit. Alle die Menschen, die da herumstehen, sind ganze Menschen geworden, durch ihn, der selber ein Ganzer war — zufriedene, tüchtige, arbeitssame, warmherzige Leute.

Ein großer Mann liegt hier begraben.

Zwei schwarzgeklebete, alte Frauen sitzen auf einem kleinen Bänkehen vor einem Hügel Mutter und Großmutter ist's.

„Ich seh' ihn noch vor mir“, sagt die Jüngere, „wie er zum letztenmal in Urlaub heimgekommen ist aus dem Feld — so blühend, so glücklich, so zuverlässig, so lieb und gut zu uns — herrlich war er und ich bin froh, daß ich dieses Bild von ihm als sein letztes behalten darf, bis ich einmal selber die Augen zumache.“

„Ich seh' ihn noch vor mir“, sagt die Ältere, „in den kurzen, kleinen Hosen mit dem Sturmkopf. Ein Wildfang war er, ein übermütiger, dem der Spitzbub aus den Augen gelacht hat. Das war ein glücklicher Bub, der alle Tage zehn andere Schliffeleien gewußt hat. Weißt du noch, damals, wie er die Geschichte mit den Matkatern gemacht hat?“

Und Welt, Menschen, Allerseelen und Grab vergessend, sitzen sie beieinander und lachen leise — und es ist, als lächelte von drunten einer mit, froh der glücklichen Jugend. Aber ein alter Griesgram geht vorbei und schimpft: „Da hört sich doch schon wirklich alles auf! An einem solchen Tag lachen auf dem Friedhof heraus die Weiber haben schon rein gar kein Gefühl.“

## Welt u. Wissen

Woher kommen die Blutbuche? Im Jahre 1190 trat ganz plötzlich im Kanton Zürich am Stammberg bei Buch am Irchel eine Buche mit rotgefärbten Blättern auf, wie man sie noch nie gesehen hatte und die deshalb auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck machte. Man suchte die Erscheinung dadurch zu erklären, daß man vorgab, an der Stelle sei einst ein Ritter getötet worden, dessen Blut die Blätter rot gefärbt habe. Von jener ersten bekannten Blutbuche stammen alle anderen Bäume dieser Art in der Schweiz und in Süddeutschland ab. In Norddeutschland leitet man ihren Ursprung auf eine Blutbuche bei Sonnershausen in Thüringen zurück. Ein dritter Entdeckungsort ist in Südtirol aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts nachgewiesen. Von der dortigen Blutbuche erhielt die Familie Rodenbücher (Rodenbücher) bei Rosen ihren Namen und das Blatt einer roten Buche in dem Jahr 1488 vertriebenen Wappen. Schon aus diesen drei Fällen ersieht man, daß die Neigung zur Blutbuchenbildung nicht an einen bestimmten Ort gebunden war. Es handelt sich dabei um eine sogenannte Mutation, d. h. um eine Veränderung, die aus einem noch unbekanntem inneren Faktor der Entwicklung hervorgeht und sich dauernd vererbt. Letzteres kam nun schon darauf hervor, daß die Blutbuche nun seit mehr als 700 Jahren überall gepflanzt wird, aber sich nicht mehr verändert hat.

\* **Serbert Eulenberg**: „Zwischen zwei Männern“. Eine Lebensdichtung. (3. Enselhorn's Nachf., Stuttgart.) Kann eine Frau zwei Männer zur gleichen Zeit lieben? Und kann sie dabei mit ihnen in harmonischer Gemeinschaft leben? Die Beantwortung dieser in der Geschichte der Menschheit immer wieder auftauchenden Fragen hat Serbert Eulenberg in seinem neuen Buch auf verschiedenen Wegen zu geben versucht. Das Problem entsündet sich an fünf verschiedenen weiblichen Figuren des Romanes, vor allem an dem unabhängigen jungen Mädchen, das zwischen dem raffigen Flieger und dem charaktervollen Bibliothekar schwankt, und an der ershütternden Gestalt der Herzogin, die in ihrem Herzenszwiespalt mitschuldig wird an der Ermordung ihres Geliebten. Ein besonderer Reiz des Buches ist die kunstvolle Verflechtung dieser beiden Handlungen, deren eine in der Gegenwart spielt, während die andere sich allmählich aus vergilbten Erinnerungsblättern offenbart und immer wieder geheimnisvolle Schatten — oder Erkenntnislichter? — auf das Geschehen der Haupthandlung wirft.

\* **Samont Colerus**: „Die neue Rasse“. Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Die neue Rasse, deren Probleme in rückhaltloser Weise aufgezeigt werden, ist die traditionslose junge Generation der Weltstadt, wie wir ihr täglich begegnen. Der Maler Oswald Kirckhoff sieht diese neue Jugend um sich, findet gleich ihr, daß vieles von ihm früher kritiklos Hingenommene durch neue Erkenntnisse und Lebenserfahrungen überholt und überwunden erscheint, kann aber, traditionsgebunden und einer anderen Welt angehörig, die neuen, kaum erst keimenden Werte einer werdenden Lebensform in ihrer eigentümlichen Schönheit und Fruchtbarkeit nicht erkennen, nicht begreifen. Als Künstler glaubt er sich berufen, ein Führer zu sein, er fühlt die Verantwortung vor dem sich erneuernden Leben und sucht nach dem zukunftsträchtigen Neuen, und in die Zeit dieser schweren geistig-künstlerischen Kämpfe fällt sein Erlebnis mit drei Frauen. Die Konflikte, in die diese Frauen ihn reißen, führen um seines zwiespältigen Wesens willen, das ihm eine klare Entscheidung erlaubt, zur Katastrophe. Kirckhoff ist ein tragisches Opfer einer ungeheuren Schicksalswende, die von jedem, der wahrhaft schöpferisch sein will, die unzweideutige Entscheidung verlangt.

\* **A. E. Johann**: „Mit 20 Dollar in den wilden Westen“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ein junger Deutscher steigt mit 20 Dollar auf einem Verschleppbahnzug der Canadian Pacific in einen Arbeiterzug. Er arbeitet in einem Sägewerk mitten im Busch, wo nichts als unberührter Wald, ein See, Vögel und Moskitos sind. Sein Stern führt ihn auf eine Farm als Knecht bei Pferden und Rühen. Dann wohnt er in dem kanadischen St. Moritz, in Banff am Lake Louise, in einem märchenhaften Hotel und verdient sich das Geld für Zimmer und Bad, indem er zwei Amerikanerinnen in der Kant'schen Philosophie unterrichtet. Er ist Holzschläger, wird fast Landstreicher, wandert aus dem Urwald in ein Tal des südlichen British-Columbia, wird Oberkuli eines Japaners, erntet Weizen auf den unendlichen Flächen der Prärie, gerät in das Grauen des Schneesturmes, fährt in den Westen und lebt in den dunklen Schächten eines Erzbergwerkes. Dann wird er Drescher im nördlichen Alberta, haust in einem Blockhaus der wilden Rocky Mountains, um Bahnschwellen anzufertigen und macht unterwegs nach Vancouver einen Unfall mit, bei dem die Lokomotive in einen Felssturz hineinstürzt. Das sind einige der Abenteuer des Besitzers von 20 Dollar, und zwischen den Berichten über sie stehen Seiten von erstaunlicher Kraft der Schilderung, Menschenschicksale, Geschichten, Landschaften, groß und feierlich, durchklingen von der Melodie der Einöde.

\* **Gunnar Gunnarsson**: „Schiffe am Himmel“. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Erwin Magnus. (Verlag von Albert Langen, München.) Durch seinen Isländroman „Die Leute auf Borg“ ist Gunnar Gunnarsson sehr schnell berühmt geworden. Diese andere Welt, die so nahe vor der Toreuropas liegt, konnte nur einer ihrer Söhne ganz unmittelbar schildern. Stärker fast noch liegt Unmittelbarkeit in den „Schiffen am Himmel“; lassen sie doch die Kindheit des Dichters auf dieser Urwelt-Insel in einem zauberhaften Lichte aufleuchten. Wir glauben alte Isländersagas zu erleben, wenn wir in diese weitverzweigte Sippe mit ihrer patriarchalischen Gastlichkeit untertauchen, ihre seltsamen Schicksale durch die unbestechlichen Augen des Dichter-Kindes be-

trachten, das die herrlichste Mutter und den väterlichsten Vater besitzt, dazu eine Anmenge froher und flugäugiger Geschwister und Gefährten. Die Mutter vor allem! Jedem ist die eigne Mutter die Schönste, aber diese liebende und verstehende isländische Mutter, die immer ein Kindchen unterm Herzen oder am Herzen trägt, ist Mutter Maria und Frau Holla, Urmutter der Menschheit, in einem.

\* **Marie Bregendahl**: „Der Goldgräber-Peter“. Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Else v. Hollander-Losow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Berlin.) Ein wunderlicher Kerl ist dieser Goldgräber-Peter, der auch drüben in Amerika Gold gegraben und gefunden hat und nun in seinem Heimaldorf sich zerreibt und zerfleischt im Dienste der andern. Er merkt nicht, daß sie über ihn lachen und ihn hänseln, daß sie seine Gutmütigkeit ausnützen und seine Dienste annehmen, ohne ihm je Entgelt zu geben. Erst als sein alter Jugendfreund, der meistgesehete Mann im Dorf, ihm den Star sticht, wird er sehend und versinkt in Trauer. Nur eine neue Liebestat kann ihn herausreißen aus der Schwermut. Und er rafft sich auf zu dieser Liebestat und findet den Tod dabei. Die Trauer um den Verlust eines schlichten, edlen Menschen ist mit erhabener Größe geschildert. Ein Buch von Liebe zwischen Mensch und Mensch.

\* **„Am Napoleon“**. Unveröffentlichte Memoiren der Königin Hortense, herausgegeben von Prinz Napoleon. (F. Brudmann, A.-G., München.) Zu den Persönlichkeiten, die Napoleon im Leben am nächsten gestanden haben, gehörte die Königin Hortense, durch seine Heirat mit Joséphine de Beauharnais seine Stieftochter, zugleich als Gattin seines Bruders Louis seine Schwägerin, die er bei der Vergebung der europäischen Throne auf den von Holland setzte. Nach Rückkehr der Bourbonen suchte die Königin Hortense lange nach einer geeigneten Heimstätte. In Augsburg 1820 hat die Königin das Manuskript der Memoiren, von denen hier die Rede ist, und die heute nach 108 Jahren zum erstenmal veröffentlicht werden, abgeschlossen. Die Memoiren beginnen mit der kurzen Beschreibung der Kindheitsjahre Hortenses, gehen über auf die französische Revolution, bei der der Vater den Tod fand; mit der sehr reichhaltigen Erzählung der ersten Bekanntschaft Bonapartes mit der Mutter beginnen die eigentlichen Memoiren, die nun Napoleon bis zu seinem Sturze in allen Einzelheiten begleiten. Dabei ist es angehts der Riesen-Literatur über das politische Leben Napoleons von besonderem Werte, hier in erster Linie den Menschen Bonaparte bis ins Kleinste kennen zu lernen. Und gleichzeitig gibt das Buch ein treffliches Bild des Napoleon'schen Hofes und einer Zeit voll denkwürdiger Ereignisse und Menschen.

= „Verzeichnis der Sammlung alter Musikinstrumente im Städtischen Museum Braunschweig“. Von Dr. S. Schröder. (Verlag von E. Appelhaus & Co., Braunschweig.) Diese, als Band 3 der Sammlung „Wertstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig“ erschienene Schrift gibt ein vollständiges Verzeichnis der Braunschweiger Museums-Instrumenten-Sammlung, und daneben Veröffentlichungen aus dem dortigen Stadtarchiv, die einen interessanten Einblick in die Kulturgeschichte der Stadt gewähren, soweit Instrumente, Instrumentalisten usw. aus vergangener Zeit in Betracht kommen. Die in geschichtlicher Anordnung veröffentlichte Arbeit wird außer dem Musikhistoriker auch dem Altertums- und Heimatforscher manche Anregung bieten.

\* **Stefan Zweig**: „Abschied von Rilke“. (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.) Zu Rainer Maria Rilkes Gedächtnis hat Stefan Zweig im Münchener Staatstheater die jetzt in Buchform vorliegende Rede gesprochen. Wie kaum ein anderer war er, der dem toten Dichter freundschaftlich nahestand, zu einer Würdigung seines Schaffens und seiner Persönlichkeit berufen.

\* **Tina Truog-Saluz**: „Das Lied“, eine Dorfgeschichte aus Graubünden. (Verlag von Fr. Reinhardt in Basel.) Tina Truog ist Graubündnerin und versteht es, das reiche Innenleben, das diesen Menschen eigen ist, meisterhaft zu schildern.

\* Die „Wirtschaftlichen Kurzbriefe“ (Verlag Rudolf Lorenz, Berlin-Charlottenburg 9) erscheinen fortlaufend einmal wöchentlich. Einfach, im verständlichsten Deutsch legen 30 Fachmänner, Juristen und Beamte von Ruf die Ergebnisse ihrer praktischen, beruflichen Erfahrungen in den Kurzbriefen nieder. Veraltetes wird ausgestoßen, Neues tritt an dessen Stelle. Mittels eines sinnreichen und doch äußerst einfachen Ordners ist es ein leichtes, das Material nach Gruppen gesondert einzureihen und im Bedarfsfalle herauszufinden.